

Sektion 2

Bevor er sich mit seinem Fahrrad auf den Weg nach Hause machen wollte, schaute Nodus nochmal bei Ernst Unbehagen vorbei, wie er es sich angewöhnt hatte, um sich vor dem Feierabend davon zu überzeugen, dass alles seine Richtigkeit hatte. Ernst Unbehagen war der Präparator der Anatomischen Anstalt. Die Aufgabe des Präparators bestand nicht nur darin, für den Präparierkurs oder die Vorlesung von Nodus die entsprechenden Feuchtpräparate menschlicher Körperteile und Organe herauszusuchen und bei Bedarf herzustellen. Ein wesentlicher Bestandteil der Tätigkeit war auch die Vorbereitung der verstorbenen Körperspender für die Verwendung im anatomischen Praktikum. Dazu zählte besonders die Konservierung der Körper, nachdem die Bestatter sie ins Institut gebracht hatten. Für Ernst Unbehagen bedeutete dies, zu jeder Tag- und Nachtzeit angerufen zu werden und dann in die Anstalt zu radeln. Im Unterschied zu Nodus war er tatsächlich bei jedem Wetter mit dem Fahrrad unterwegs und nicht nur ein Schönwetter-Radler wie der „Herr Professor“, wie er Nodus immer gerne bezeichnete. Wie es sein Name vielleicht nicht unbedingt erahnen ließ, war Unbehagen ein wahres Herzchen, oder wie Nodus zu Recht meinte, die Seele der Anstalt. Daher genoss Ernst Unbehagen auch Narrenfreiheit und damit das Recht, sein kauziges Wesen auszuleben.

Angefangen damit, dass er Nodus konsequent duzte, dafür aber nie mit Namen ansprach, sondern ihn immer nur „Cheef“ nannte. Genau so, mit möglichst langem „e“. Aus Prinzip duzte Unbehagen jeden, was manchmal Verstimmungen hervorrief, wenn mal wieder einer der hochdekorierten Münchner Chefärzte anrief, weil er Nodus für eine Fortbildung brauchte. Nodus mied das Telefon so gut es ging. Handy hatte er schon gar keins, da er diese Erfindung als die Geißel der Menschheit erachtete. E-Mails las

er auch nicht, sodass die einzig effektive Art der Kontaktaufnahme mit dem Anatomen ein telefonischer Anruf war. Am besten gleich bei Ernst Unbehagen, der das Anliegen dann an Nodus weitergab. Da Unbehagen schon fast bis zur Zwanghaftigkeit akkurat war, funktionierte die Organisation des Leichenwesens und auch der Fortbildungen jedoch immer tadellos. Daher hatte Nodus mit der Situation seinen Frieden gefunden – und da Unbehagen ihn vor der Münchner Gelehrtschaft abschirmte und er seinem gemütlichen Anatomen-Leben nachgehen konnte, durfte eben auch Unbehagen sein wie er war und sein wollte.

Die Prosektur, wie die Räume genannt wurden, in denen die Körperspender vorbereitet und gelagert wurden, lagen in der Anatomischen Anstalt im Erdgeschoss und damit genau unter dem altherwürdigen Seziersaal. Nodus klopfte an die Tür des Präparatoren-Büros. Da niemand antwortete, trat er ein. Der Computer lief, was bedeutete, dass Ernst noch im Haus unterwegs war. Also machte sich Nodus auf den Weg an das andere Ende des langen Ganges, der den gesamten Mittelbau der Anatomischen Anstalt durchzog. Die Tür zum Konservierungsraum stand einen Spalt weit offen. Als er vorsichtig eintrat, um Unbehagen nicht zu erschrecken, sah er, dass offensichtlich gerade ein neuer „Patient“ eingeliefert worden war, wie Nodus und Unbehagen ihre Körperspender immer zärtlich nannten. Jedenfalls hatte Unbehagen vor sich auf dem Tisch aus blankem Stahl einen Körper liegen, der nur mit einem dünnen weißen Baumwolltuch bedeckt war. Am Oberschenkel war knapp unterhalb der Leiste ein knapp zehn Zentimeter langer Schnitt erkennbar, durch den die Oberschenkel Schlagader freigelegt worden war. Über eine Nadel war ein Schlauch an die Arterie angeschlossen, die zu einem Kanister in Kopfhöhe von Ernst an der Decke hing. Aus diesem strömte die Konservierungslösung gemächlich und ohne weitere

Hilfsmittel in den Körper. Unbehagen bestand auf dieser traditionellen Methode, auch wenn sie etwas Geschick und Geduld erforderte und man bis zum nächsten Tag warten musste, bis die je nach Gewicht des Körperspenders zwölf bis fünfzehn Liter der Lösung in den Körper eingebracht waren und sich über die Blutgefäße in diesem verteilt hatten, um Fäulnis und alle Zersetzungsprozesse zu stoppen. Viele andere Kollegen von ihm verwendeten stattdessen Pumpen, um den Vorgang zu beschleunigen; eine Angewohnheit, die Unbehagen tiefst zuwider war. Weniger, weil der Druck etwas zerstören könnte. Vielmehr konnte er bei seiner Methode gleich einschätzen, ob die Blutgefäße gut durchgängig waren und er davon ausgehen konnte, dass sich die Fixierungslösung wirklich im ganzen Körper ausbreitete. Wenn dagegen am nächsten Morgen noch viel Flüssigkeit im Behälter übrig war, wusste er, dass der Patient oder die Patientin wohl eine Gefäßverkalkung hatte. Für ihn bedeutete das, dass er weitere Gefäße freilegen musste wie zum Beispiel die große Halsschlagader. Im ungünstigsten Fall mussten zusätzlich Arme und Beine einzeln injiziert werden. Unbehagen war das letztlich egal, denn das war schließlich sein Job, und ein guter Konservierungszustand eines Körpers rechtfertigte jeden Aufwand.

*

Nodus machte sich durch lautes Räuspern bemerkbar. Unbehagen trug zur Abwechslung mal die vorgeschriebene Atemschutzmaske, da die für die Konservierung verwendeten Chemikalien besonders in hohen Dosierungen alles andere als gesundheitsförderlich waren. Für Nodus war es ebenso wie für Ernst unklar, warum um die Lösungen so viel Aufhebens gemacht wurde, nur weil sie eben giftig waren. Ein Mittel, dass alle Bakterien abtöten sollte und auf der Stelle alle körpereigenen Enzyme inaktivieren konnte, damit sich der Körper nicht selbst verdaute, war nun mal

nicht Lebensmittelgesetz-konform. Unbehagen setzte die Maske ab und begrüßte seinen Vorgesetzten wie üblich.

„Cheef, habe die Ehre! Was treibt dich um diese Uhrzeit in meine heiligen Hallen“.

Nach einem Blick auf die Uhr fügte er hinzu:

„Ah, der Feierabend ruft den bayrischen Beamten und Hochschullehrer! Bevor du gehst, Cheef, habe ich noch eine Frage. Vorhin, als ich aus der Mittagspause zurückkam, stand von außen an die Tür zum Innenhof angelehnt ein in Folie eingeschlagenes Bein. Ist das von dir?“

Nodus hielt das zunächst wieder für einen von Ernsts makabren Scherzen und wollte einfach auf der Stelle kehrtmachen und tatsächlich für heute die Anatomie gegen den Feierabend eintauschen. Der ernste Blick, mit dem der Präparator ihn jedoch bedachte, ließ ihn innehalten.

„Was für ein Bein?“

„Na, ein linkes Bein, wenn du es genau wissen willst, und dieses Detail deinem Gedächtnis vielleicht auf die Sprünge hilft.“

Unbehagen konnte es gar nicht leiden, wenn der Professor ohne ihn zu fragen Präparate für seinen Unterricht oder Fortbildungen aus ihren Behältern entnahm. Und das zu Recht, da jede Entnahme genau dokumentiert werden musste. Obwohl Unbehagen wusste, dass Nodus in dieser Hinsicht sehr zuverlässig war, vertrat er doch die Ansicht, dass alles besser über ihn zu laufen und von ihm kontrolliert zu sein hatte. Nodus hielt sich daher auch in den meisten Fällen an diese Abmachung.

„Nein, da muss ich Sie enttäuschen. Ich habe kein Bein an mich genommen; Und wenn dem so wäre, hätte ich es sicher nicht von außen an die Türe gestellt, sondern wieder hierher zurückgebracht, oder?“, knurrte Nodus.

„Ich dachte nur“, entgegnete der Präparator scharf, „da ja sonst niemand Zugang zu unserem Innenhof hat und das Tor an der Einfahrt verschlossen war wie immer“.

Das war in der Tat ungewöhnlich.

Ein Bein, grübelte der Professor, da ihm jetzt wieder der Anruf von heute Morgen ins Gedächtnis kam. Er berichtete dem Präparator von dem anonymen Anruf.

„Die Leute werden immer spinnerter“, echauffierte sich Ernst. Vielleicht aber auch nicht, da es in diesem Fall so aussah, als hätte jemand wirklich vorher angefragt, bevor er sein Bein hier buchstäblich abgestellt hatte.

„Was ist das für ein Bein, ich meine, in welchem Zustand ist es? Kann man sehen, wie es abgetrennt wurde?“

„Das ist der Punkt, Cheef, warum ich gleich dich im Verdacht hatte. Das Bein ist sauber in der Hüfte ex-artikuliert, so als würden Orthopäden den Hüft-Kopf vor dem Einsatz einer Prothese aus seiner Gelenk-Pfanne herauslösen. Das wurde fachmännisch gemacht. Weiterhin ist das Bein auch präpariert, aber nicht so wie wir es im Unterricht machen, indem erst die ganze Haut entfernt und dann die Muskeln mit den versorgenden Gefäßen und Nerven schichtweise dargestellt werden, möglichst ohne etwas abzusetzen...“. Unbehagen sprach zunächst nicht weiter.

„Schau es dir am besten mal selbst an, das Bein liegt da auf dem Pult“, hob Unbehagen wieder an.

„Die Haut ist in Lappen abgelöst und hängt nur an einzelnen Ecken am darunterliegenden Bindegewebe. Die Muskeln sind zum Teil grob an ihren Enden von den Knochen abgetrennt und baumeln jetzt verloren vom Knochen herab. Das Eigenartigste sind aber die verschiedenen Farben, mit denen einzelne Muskeln durchtränkt sind, als handele es sich um Ostereier, die man in Farben einkochen kann.“

Besonders der letzte Zusatz in Unbehagens Beschreibung ließ Nodus aufhorchen. Er streifte sich Handschuhe über und wickelte das Bein aus der umhüllenden Folie, um es genauer zu betrachten. Es war genau wie Ernst gesagt hatte und der Anblick erinnerte ihn auch daran, wo er eine solche Präparation schon mal gesehen und sogar selbst angewandt

hatte. Das war vor vielen Jahren gewesen, als er noch als Assistent an der Universität Regensburg tätig war. Sein damaliger Vorgesetzter und Mentor Professor Biersack hatte damals immer mal wieder zusammen mit Ärzten aus der Neurologie Fortbildungen durchgeführt, bei denen das damals noch ganz neu entwickelte Botulinum-Toxin, das viele nur unter dem Handelsnamen Botox kennen, zu Übungszwecken an Körperspendern eingesetzt worden war. Nodus hatte sich zunächst gewundert, weil er immer dachte, dass Botulinum-Toxin dazu verwendet wurde, lästige Falten und Krähenfüße um die Augen „wegzuspritzen“, wie es im Fachjargon so schön hieß. Falten waren aber für ihre „Patienten“ kein nennenswertes Problem mehr. Biersack hatte seinen jungen Assistenten damals aufgeklärt, dass neben dieser unwichtigen kosmetischen Anwendung, die vor allem die Pharmaindustrie reich machte, das Haupteinsatzgebiet Muskelkrämpfe seien. Und zwar nicht die harmlosen Krämpfe, die einen mal gerne auf der Couch oder im Bett ereilten und die zwar äußerst schmerzhaft, aber doch meist harmlos waren. Nein, hier handelte es sich um Spastiken, andauernde Kontraktionen einzelner Muskeln oder Muskelgruppen, die nach Verletzungen von Hirn und Rückenmark das Leben zum Teil sehr stark beeinträchtigen konnten. Wenn bei Kindern die Psoas-Muskeln, die die Hüfte beugen und damit den Oberschenkel im Stand anheben können, dauerhaft spastisch waren, konnten die Kinder nicht stehen und gehen und lagen für immer im Bett. Dann konnte man die Muskelaktivierung durch ihre Nerven unterbrechen, indem man Botulinum-Toxin genau dort verabreichte, wo der Nerv in den Muskel eindrang.

Da man für diese Injektionen am Lebenden nicht wie an einem anatomischen Präparat erst die Muskeln freilegen konnte, war es sehr sinnvoll, den Eingriff vorher an diesen Präparaten zu üben. Wenn man bei der Übung anstatt des Toxins einen Farbstoff spritzte, konnte man nach der

Übung die Haut entfernen und überprüfen, ob der angesteuerte Muskel auch wirklich erfolgreich getroffen worden war. Verschiedene Farben wurden benutzt, damit mehrere teilnehmende Ärzte gleichzeitig verschiedene Muskeln injizieren konnten, bevor danach der Anatom die Präparation vornahm.

Bei ihrem Bein waren offensichtlich vier verschiedene Ärzte beteiligt gewesen, zumindest konnte er ebenso viele verschiedenfarbige Injektionen auffinden. Und er war sich sicher, dass es sich um eine solche Injektionstechnik handelte, da auch nur bestimmte Muskeln mit Farbe durchtränkt waren, wie der Großzehenheber oder der hintere Schienbeinmuskel. Diese Muskeln waren, wie er wusste, besonders schwierig zu behandeln, da sie nicht direkt unter der Haut lagen und man erst durch andere Muskeln durchstechen musste, um sie zu erreichen. Auch die Konsistenz des Präparates war anders als bei den Präparaten für die Kurse der Studenten. Nicht so hart, die Gelenke waren gut beweglich und die Muskeln leicht verschiebbar, eigentlich wie bei einem lebendigen Menschen. Auch die Farbe war wie bei einem etwas blassen menschlichen Körper.

„Eindeutig Ethanol-Glyzerol-Fixierung“, murmelte Nodus. Das war nicht weiter aufschlussreich, da die meisten Anatomien und auch sie in München dieses Fixierungsprotokoll für ihre klinischen Kurse nutzten, bei denen es für die Operateure wichtig war, dass sich alles anfühlte wie bei einem echten Eingriff an einem lebendigen Patienten. Die übliche Formaldehyd-Fixierung – wie für die Studenten-Kurse – konnte man hier nicht anwenden, da die Gewebe viel zu hart und fest wurden. Für die Ausbildungskurse der angehenden Mediziner war die Formaldehyd-Fixierung aber sehr praktisch, da dank ihr nicht alle feinen Strukturen bereits in den ersten Kurstagen von den ungeübten Händen zerstört wurden.

„In München haben wir aber doch nie einen Kurs mit Botulinum-Toxin abgehalten, soweit ich mich erinnern kann, oder?“

„Nicht, seitdem ich hier bin, und das sind nun auch bald fünfundzwanzig Jahre“, entgegnete Ernst.

„Bitte seien Sie so gut“, meinte Nodus, „und überprüfen bitte trotzdem all unsere Küvetten, ob irgendwo an einem Körper ein Bein fehlt. Das hat Zeit bis morgen“, fügte er an, da er wusste, dass es sich um eine zeitraubende Aufgabe handelte, alle Tanks mit einem Kran zu öffnen, in dem man den Deckel und damit die Lagerungsbleche anhob, auf denen die Körper in die Konservierungslösung eingesenkt waren.

„Wird gemacht, Cheef. Wäre aber noch schöner, wenn ein Bein fehlte, ohne dass ich davon weiß!“

Am leicht verschnupften Tonfall erkannte Nodus, dass die bloße Annahme, es könnte bei „seinen Leichen“ Unregelmäßigkeiten geben, Unbehagens Ehrgefühl verletzt hatte. Aber da konnte Nodus ihm auch nicht helfen. Vertrauen ist gut, aber Kontrolle war hier schlicht und einfach angebracht.